

# „Daheim [...] war vielleicht noch Österreich“

## Zur Inszenierung und Demontage des Heimat-Mythos in Joseph Roths Roman *Radetzkmarsch*

Barbara NEYMEYR

Universität Klagenfurt (Austria)

### Abstract

Joseph Roth's *Radetzkmarsch* opens up a multifaceted historical horizon: By unfolding the fictional story of the Trotta family in the crisis-ridden final period of the Habsburg era, he exemplifies cultural diagnosis through individual fates. Starting with contemporary discourse on Austria, the essay analyses the significance of the *Heimat* myth in Roth's *Radetzkmarsch* and its mediation alongside the hero myth, and the *Kaiser* myth. It examines the strategies the novel uses to satirically counteract these mythological configurations.

In the characters' mentality, defeatism, resignation, and anticipations of doom – extending to apocalyptic visions – are combined with regressive nostalgia for fantasies of home, and ironic scepticism. The result is a revealing panorama of heterogeneous sensitivities in a socio-psychological context. The portrait of the hero of Solferino, who once saved the emperor's life and through his portrait remains ever-present in the lives of his descendants, has a leitmotif function: Although the obsession

with ancestors in the hero myth offers orientation and support to the hero's son and grandson, it also negatively affects their identity formation. However, it is not only the subject who is affected by the loss of inner stability in the final period of the Austro-Hungarian Dual Monarchy before the First World War. Without illusion, the novel radically shows symptoms of a diffusion of consciousness in the aged Emperor Franz Joseph I himself, rendering him unsuitable as a fatherly authority of reassuring sovereignty and strength – despite all the representative staging.

The essay examines the novel's tense web of motifs by analysing the strategies of ironic dismantling that emerge in the oscillation between myth-making and demythologising. Aspects of rhetorical design are also taken into account, as they significantly contribute to the aesthetics of Roth's epoch novel.

Keywords: *Geschichtspanorama, Heimat-Mythos, Joseph Roth, Kulturdiagnose, Mythen-Demontage*

(c) Barbara Neymeyr; barbara.neymeyr@aau.at

Colloquium: New Philologies, Volume 6, Issue 1 (2021)

doi: 10.23963/cnp.2021.6.1.3

Stable URL: <https://colloquium.aau.at/index.php/Colloquium/article/view/147>

This work is licensed under a Creative Commons Attribution 4.0 International License (CC BY 4.0).

## 1 Der Mythos Heimat als Projektionsfeld heterogener Diskurse

In seinem Roman *Radetzkymarsch* (1932) reflektiert Joseph Roth die Heimat-Imago als identitätsbildendes Konstrukt, indem er hier unterschiedliche Aspekte des Österreich-Mythos in der Endphase der Habsburger Donaumonarchie entfaltet. Dabei ergeben sich interessante Spannungsfelder, und zwar durch Inszenierung und Demontage des Heimat-Mythos, die in unterschiedlichen Figurenperspektiven hervortreten. Sie spiegeln Mentalitäten, die mit dem Heimat-Mythos verbunden sind, im Vorfeld einer Epochenschwelle. Dabei werden individuelle Perspektiven und psychische Befindlichkeiten der Figuren zugleich auf Aspekte der Kulturdiagnose hin transparent. Ratlosigkeit, Angst und Desorientierung sowie regressive Anwandlungen und ironische Subversion erscheinen dabei als zeittypische Reaktionsweisen. Die Einstellungen der Romanfiguren zum Heimat-Mythos reichen von naiver Identifikation über nostalgisch-regressive Sehnsucht angesichts der nahenden Zeitenwende bis zu skeptischer Infragestellung und ironischer Kritik. Von einem ungebrochen affirmativen Heimat-Kult ist Roths *Radetzkymarsch* also weit entfernt. Eine wesentliche Rolle spielen hier Strategien kontrastiver Darstellung sowie Wertungen der Erzähler-Instanz, die Figurenperspektiven mitunter auch ironisch hinterfragt. Indem der Roman die Familiengeschichte der Trottas in mehreren Generationen mit der historischen Entwicklung verschränkt, spiegelt er die *Décadence* der Sippe und den Niedergang der österreichischen Monarchie ineinander.

Ambivalenzen gegenüber dem Mythos Heimat bringt übrigens auch der Autor Joseph Roth selbst zum Ausdruck, etwa im Vorwort zum Vorabdruck seines Romans *Radetzkymarsch* in der *Frankfurter Zeitung* im April 1932: Als der Kaiser Franz Joseph I. in der „Kapuzinergruft“ bestattet wurde, „wußten wir alle, seine Soldaten, daß unser letzter Kaiser dahingegangen war und mit ihm unsere Heimat, unsere Jugend und unsere Welt“ (Roth 1990b, 874). – Die Verklüsterung evoziert hier einen nostalgisch-wehmütigen Blick auf das Ende der Habsburger-Ära, der aber keineswegs unkritisch ausfällt. So gesteht Joseph Roth in diesem Vorwort:

Ein grausamer Wille der Geschichte hat mein altes Vaterland, die österreichisch-ungarische Monarchie, zertrümmert. Ich habe es geliebt, dieses Vaterland, das mir erlaubte, ein Patriot und ein Weltbürger zugleich zu sein, ein Österreicher und ein Deutscher unter allen österreichischen Völkern. Ich habe die Tugenden und die Vorzüge dieses Vaterlands geliebt, und ich liebe heute, da es verstorben und verloren ist, auch noch seine Fehler und seine Schwächen. Deren hatte es viele. Es hat sie durch seinen Tod gebüßt. Es ist fast unmittelbar aus der Operettenvorstellung in das schaurige Theater des Weltkriegs gegangen. (Ibid., 874)

Hatte Roth als Journalist zunächst eine kritische Position zur Habsburger Monarchie eingenommen, so neigte er später zu einer skeptisch grundierten Nostalgie – im Gefühl einer traumatischen Entwurzelung durch den Heimatverlust.<sup>1</sup> Soweit soziale und individuelle Identität an den Mythos Heimat gebunden sind, generiert Heimatlosigkeit durch ein Sinnvakuum Desorientierung und Identitätskrisen.

Ambivalente Brechungen zeigt auch die Perspektive des Satirikers und Kulturkritikers Karl Kraus<sup>2</sup>: Nach der Ermordung des österreichischen Thronfolgers, des Erzherzogs Franz Ferdinand, im Jahre 1914 spricht Kraus sogar von der „Epoche des allgemeinen Menschenjammers“, der seines Erachtens „in der österreichischen Versuchsstation des Weltuntergangs die Fratze des gemütlichen Siechtums annimmt“ (Kraus 1914, 2)<sup>3</sup>. Und nach dem Untergang der Habsburger Monarchie bekennt er 1920 in seiner Zeitschrift *Die Fackel*:

Ich habe mich mein Lebtag geschämt, ein Österreicher zu sein, und nie mich dieser Scham geschämt, wissend, daß sie der bessere Patriotismus sei. Nun erst, da das Vaterland kleiner und die nationale Natur klarer geworden ist, erweist sich mir die tiefere Berechtigung dieses Schamgefühls. Ist es nicht die hoffnungsloseste und toteste aller Gewißheiten, unter einer Nation zu leben, die durch Schaden dümmert wird? (Kraus 1920, 2)

Hier erscheinen Affirmation und Kritik, Identifikation und Distanz, Empathie und Satire als komplementäre Faktoren miteinander verbunden und aufeinander bezogen.

Sehr unterschiedliche Perspektiven auf die ‚österreichische Idee‘ im Diskurs dieser Epoche zeichnen sich bei Robert Musil und Hugo von Hofmannsthal ab. Musil, der mit seinem Epochenroman *Der Mann ohne Eigenschaften* (1930/32) auf „das geistig Typische“ (GW II, 939) der Vorkriegszeit zielte, um „Beiträge zur geistigen Bewältigung der

<sup>1</sup> Während Joseph Roth in frühen journalistischen Arbeiten zunächst eine kritische Einstellung zur Monarchie erkennen ließ, vollzog er später einen Gesinnungswandel und tendierte fortan dazu, die Habsburger Monarchie zu idealisieren, obwohl ihm Probleme und Defizite des österreichischen Kaiserreichs durchaus bewusst waren. Zur Verklärung der Habsburger Monarchie trugen Roths eigene Erfahrungen von Desorientierung und Heimatverlust wesentlich bei: der frühe Verlust des Vaters ebenso wie das spezifische Lebensgefühl der galizischen Juden.

<sup>2</sup> „Keiner hat Wien und Österreich ein Leben lang derart verhöhnt, geschmäht, vernichtend attackiert“, schreibt der Kraus-Biograph Hans Weigel, „denn keiner hat Wien und Österreich tiefer geliebt und darum so sehr an Wien und Österreich gelitten“ (Weigel 1972, 9).

<sup>3</sup> Außerdem betont Kraus die fatalen Folgen fehlenden Geschichtsbewusstseins durch eine in politischer Hinsicht verhängnisvolle Amnesie: „Die Welt geht unter, und man wird es nicht wissen. Alles was gestern war, wird man vergessen haben; was heute ist, nicht sehen; was morgen kommt, nicht fürchten. Man wird vergessen haben, daß man den Krieg verloren, vergessen haben, daß man ihn begonnen, vergessen, daß man ihn geführt hat. Darum wird er nicht aufhören“ (Kraus 1957, 659): so das prophetische Fazit in der 49. Szene des Dramas *Die letzten Tage der Menschheit*, das Karl Kraus 1922 als Reaktion auf den Ersten Weltkrieg veröffentlichte.

Welt [zu] geben“ (GW II, 942), verbindet das Denkmodell multinationaler Koexistenz im Vielvölkerstaat mit der ‚österreichischen Idee‘, sieht sie aber zugleich auch zur naiven Imago eines von Preußen erlösten ‚Weltösterreich‘ pervertieren (vgl. GW II, 939).<sup>4</sup> Im Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* schreibt er diese hybride Phantasie dann der satirisch gestalteten Salonidealistin Diotima zu: Mit naivem Enthusiasmus auf ein „Weltösterreich“ (MoE 228)<sup>5</sup> fixiert, schlägt Diotima sogar „ein weltösterreichisches Jahr“ vor, in dem „der europäische Geist in Österreich seine wahre Heimat erblicken könnte!“ (MoE 231).<sup>6</sup> Und Musil selbst rätselte schon 1912 im Essay *Politik in Österreich* über die ‚österreichische Idee‘:

Es muß irgendwo in diesem Staat ein Geheimnis stecken, eine Idee. Aber sie ist nicht festzustellen. Es ist nicht die Idee des Staates, nicht die dynastische Idee, nicht die einer kulturellen Symbiose verschiedener Völker (Österreich könnte ein Weltexperiment sein), – wahrscheinlich ist das Ganze wirklich nur Bewegung zufolge Mangels einer treibenden Idee, wie das Torkeln eines Radfahrers, der nicht vorwärttritt. (GW II, 993)

Im Kontrast zu Musils satirisch pointierter Skepsis<sup>7</sup> offenbart Hugo von Hofmannsthal in seinem Essay *Die österreichische Idee* (1917) eine von Optimismus durchdrungene kulturkonservative Mentalität: Zugleich spricht er der ‚österreichischen Idee‘ einen avantgardistischen Status zu. Denn sie begreife die „lebensfördernde[n]“ Krisen und „inneren Spannungen“ als „Vorwegnahme des Tiefsten“ im „europäischen Konflikt“, das „bei uns schon fühlbar“ war, als „das übrige Europa“ noch mutlos in materialistischer „Dumpf-

<sup>4</sup> Musil erklärt am 30.4.1926 im Interview mit Oskar Maurus Fontana: „Die Schwarzgelben haben die ‚österreichische Idee‘ [...] aus den Kriegsjahren [...]: Erlösung Österreichs von Preußen – es soll ein Weltösterreich entstehen nach dem Muster des Zusammenlebens der Völker in der Monarchie – der ‚Friedenskaiser‘ an der Spitze“ (GW II, 939).

<sup>5</sup> Den Begriff „Weltösterreich“ verwendete Musil bereits 1926 im besagten Interview (GW II, 939). – Hier ist übrigens irrtümlich vom „35jährige[n]“ Regierungsjubiläum des deutschen Kaisers Wilhelm II. die Rede (ibid.). De facto umfasste die mit dem Dreikaiserjahr 1888 beginnende Zeitspanne seiner Regentschaft (bis 1918) aber nur 30 Jahre.

<sup>6</sup> Aufgrund erotischer Affinitäten kommt Diotima sogar auf die bizarre Idee, ausgerechnet den Preußen Arnheim für die Leitung der großen österreichischen ‚Parallelaktion‘ vorzuschlagen. – Ohnehin ist den Lesern des Romans angesichts der europäischen Geschichte bewusst, dass alle aus Anlass des Jubiläums geplanten Festivitäten, die im fiktiven Szenario des Romans fortwährend in sterilen Leerlauf münden, auch realhistorisch ins Vakuum führten: Denn der Zusammenbruch der österreichischen, preußischen und russischen Monarchie machte die geplanten Jubiläumsfeiern schlicht überflüssig. Zu Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* vgl. Neymeyr 2005.

<sup>7</sup> Vgl. dazu Neymeyr 1996, 576–607.

heit“ verharrete, ohne „seinen größten politischen, das heißt geistigen Problemen ins Auge zu schauen“ (Hofmannsthal 1979, 455).<sup>8</sup>

Hofmannsthal „österreichischer Optimismus“ (Hofmannsthal 1979, 456) wird von Musil keineswegs geteilt. Vielmehr geht er in seinem Essay *Buridans Österreicher* (1919)<sup>9</sup> mit satirischer Pointierung auf den Heimat-Mythos Österreich ein: So sieht Musil in Österreich „eine zauberhafte Vielfalt“ und „wunderbare Kreuzung von Rassen und Nationen, ein märchenschönes Mit- und Ineinander aller Kulturen“ (GW II, 1031). Nach der Inszenierung dieses realitätsfernen Prachtbildes führt Musil den Heimat-Mythos ironisch ad absurdum:

Warum es uns trotzdem immer eigentlich ein wenig schlecht ging, kommt, abgesehen von unserer zu großen Bescheidenheit, nur vom Pech. Wir hätten theoretisch mit unserer Völkerdurchdringung der vorbildliche Staat der Welt sein müssen; mit solcher Sicherheit, daß sich eigentlich gar nicht sagen läßt, warum wir praktisch nicht darüber hinausgekommen sind, ein europäisches Ärgernis zu sein. (GW II, 1031)

Hier tritt ein radikaler Kontrast zu Hofmannsthals Ansicht hervor, die ‚österreichische Idee‘ nehme seismographisch europäische Problemkonstellationen vorweg und habe deshalb eine zukunftsweisende Bedeutung für ganz Europa.

## 2 Heimat, Held und Kaiser: Mythen und ihre Demontage in Roths *Radetzkmarsch*

Aus der Retrospektive der Zwischenkriegszeit beleuchtet Roths *Radetzkmarsch* die Endphase der Doppelmonarchie Österreich-Ungarn. Dabei rückt die Epochenwende nach der Habsburger Monarchie mit in den Blick, indem auch die historischen Ereignisse jen-

<sup>8</sup> „Das Wesen dieser Idee“ sieht Hofmannsthal in ihrer Selbsterneuerungskraft aufgrund einer „inneren Polarität“, die ihr etwas „Unzerstörbares“ sichere und sie sogar „zu einer sehr hohen Synthese“ befähige (Hofmannsthal 1979, 456).

<sup>9</sup> Der Titel erklärt sich aus der ironisch zugespitzten Aporie, in der Musil hier den „gute[n] Österreicher“ sieht: nämlich unentschlossen „zwischen den zwei Heubündeln Buridans, Donauföderation und Groß-Deutschland“ (GW II, 1030). Anstelle einer spezifisch „österreichische[n] Kultur“ erblickt Musil bloß „ein begabtes Land, das einen Überschuß an Denkern, Dichtern, Schauspielern, Kellnern und Friseuren erzeugt“ (GW II, 1031). Eine brauchbare Alternative dazu würde laut Musil eine adäquate „Funktions-tüchtigkeit“ des Staates voraussetzen (GW II, 1031), weil die Kultur eines Landes nicht von der „Kultur-fähigkeit seiner Bewohner“ abhängt, sondern von der „gesellschaftlichen Struktur“ und Organisation im Ganzen (GW II, 1042). Statt „Österreich unter dem Namen Donauföderation als europäischen Naturschutzpark für vornehmen Verfall weiterzuhegen“ (GW II, 1032), schlägt Musil deshalb schon 1919 in seinem Essay *Der Anschluß an Deutschland* den „staatliche[n] Zusammenschluß“ von „Deutsch-Österreich und Deutschland“ vor (GW II, 1036).

seits der Lebenszeit des historischen Kaisers Franz Joseph I. reflektiert werden, der im November 1916 hochbetagt verstarb. Krisenbewusstsein und Untergangsanhang, Epigonen-Problematik und *Décadence*-Symptome entfaltet der Roman in der Mentalität der Figuren, und zwar durch Desorientierung, Verunsicherung und nostalgische Sinnsuche, aber auch durch Defätismus und Resignation oder durch satirisch grundierte Skepsis. Mitunter können sich die Untergangphantasien der Figuren sogar bis zu apokalyptischen Visionen steigern (vgl. RM 336, 352). Der kritische Blick auf typische Denkmuster reicht bis zu ironischer Demontage, die allerdings nicht allein dem Heimat-Mythos gilt. Denn Roth verbindet ihn im Roman mit dem Kaiser-Mythos und Helden-Mythos zu einem spannungsreichen Motivgeflecht.

Schon die Anfangspartie gilt einer Heldentat und ihrer fragwürdigen Mythisierung: Dass der Infanterie-Leutnant Joseph Trotta 1859 in der Schlacht von Solferino dem Kaiser geistesgegenwärtig das Leben rettet (RM 139–140) und dadurch „in die Geschichte seines Regiments“ eingeht (RM 140), wird für ihn selbst – entgegen aller Erwartung – zu einer problematischen Lebenszäsur. Von diesem Initialereignis aus entfaltet Roths *Radetzkmarsch* die Geschichte der Familie Trotta in der Abfolge dreier Generationen.<sup>10</sup> Der schwächliche Enkel lebt im Schatten seines Großvaters, des Helden von Solferino, der ihm durch sein „rätselhaftes Bildnis“ (RM 194), ein erstarrtes Relikt früherer Lebendigkeit, auf unheimliche Weise gegenwärtig bleibt. Im „Herrenzimmer des Bezirkshauptmanns“ Franz von Trotta, des Sohnes des Helden von Solferino, hängt dessen Porträt als permanenter Fixpunkt der Erinnerung in fast unerreichbarer Höhe<sup>11</sup> unter der Decke: „Die Neugier des Enkels kreiste beständig um die erloschene Gestalt und den verschollenen Ruhm des Großvaters“ (RM 168). Zahlreiche Erwähnungen des Gemäldes und seiner düsteren Präsenz im Bewusstsein von Sohn und Enkel interpunktieren leitmotivisch den Roman: „Man lebte im Schatten des Großvaters! Das war es! Man war ein Enkel des

<sup>10</sup> Nicht mitgezählt ist dabei der Vater des Helden von Solferino, der im Roman nur kurz zum Thema wird. Roth selbst bezeichnet „die merkwürdige Familie der Trottas“ im Vorwort zum Erstdruck seines Romans *Radetzkmarsch* (als Fortsetzungsroman in der „Frankfurter Zeitung“) als „die Spartaner unter den Österreichern“ (abgedruckt ist dieses Vorwort in: Roth, Werke, Bd. 5, 875). Und über den Sohn des Helden von Solferino heißt es im *Radetzkmarsch*: Seine „Gesinnung [...] nannte er eine spartanische. [...] Er war ein Spartaner. Aber er war ein Österreicher“ (RM 162).

<sup>11</sup> Dieser außergewöhnlichen Höhe entspricht die singuläre Bedeutung des Ahnenporträts. Dass der Heldenmythos bis zum Lebensende des Bezirkshauptmanns weiterwirkt, der zwei Jahre nach dem Tod seines Sohnes ausgerechnet am Begräbnistag des Kaisers stirbt, zeigt die Sterbeszene: Er lässt sich zuerst seinen Kanarienvogel, dann das Porträt des Helden von Solferino ans Sterbebett bringen. Dass er den Vogel zwar noch wahrzunehmen vermag, das Bildnis aber nicht mehr (vgl. RM 454), wird hier als ironische Pointe inszeniert.

Helden von Solferino, der einzige Enkel. Man fühlte den dunklen, rätselhaften Blick des Großvaters im Nacken! Man war der Enkel des Helden von Solferino!“ (RM 198).<sup>12</sup>

Diese Obsession durch die Imago des Ahnen zeigt die Unentrinnbarkeit der Memoria: „An dieses Bildnis klammerte sich die Erinnerung Carl Josephs als an das einzige und letzte Zeichen“ seiner „Vorfahren“ (RM 194): Dass er immer wieder „den dunklen Blick des Großvaters im Nacken“ fühlt (RM 424), spricht dafür, dass diese Last seine Identitätsbildung behindert, obwohl er selbst das Ahnenporträt wie den Heldenmythos sogar als stabilisierende Kraftreserve empfindet:

Fühlte man nicht ständig im Nacken den dunklen, rätselhaften Blick des Großvaters, wer weiß, wie jämmerlich man durch dieses schwere Leben torckeln müßte. Mutig wurde man nur, wenn man an den Helden von Solferino dachte. Immer mußte man beim Großvater einkehren, um sich ein bißchen zu stärken. (RM 247)

Zum Eindruck einer Identitätsschwäche trägt auch das Indefinitpronomen „man“ bei, weil es das Ich in diffuser Anonymität aufzulösen scheint. Später muss Carl Joseph seinem Vater sogar bekennen: „Ich bin nicht stark genug für dieses Bild“ (RM 296). Und zuvor schon gesteht er dem befreundeten Arzt Demant mit Blick auf das Ahnenporträt: „Ich lebe vom Großvater“ (RM 220).

Diese Eindrücke des Enkels geben das epochentypische Syndrom einer Identitätsproblematik zu erkennen, die im Roman essentiell mit dem Phänomen der Epigonalität verbunden ist. Für seinen Vater verflüchtigt sich das Helden-Porträt geradezu ins Pointillistische: „Das Angesicht seines Vaters konnte er nicht deutlich sehen. Das Gemälde zerfiel in hundert kleine, ölige Lichtflecke und Tupfen“ (RM 368–369). Zum optischen Eindruck von Fragmentierung und Auflösung, der an impressionistische Tendenzen in der bildenden Kunst denken lässt, vor allem an den Pointillismus von Georges Seurat und Paul Signac, trägt die außergewöhnliche Platzierung des Bildes wesentlich bei: Auf dem Sessel auf den Zehenspitzen stehend, kann der Bezirkshauptmann am unteren Bildrand nur gerade eben noch die Signatur des Künstlers entziffern (vgl. RM 369). Und auch aus der Perspektive des Helden-Enkels Carl Joseph „zerfiel“ das Bild, „aus der Nähe“ betrachtet, „in zahlreiche tiefe Schatten und helle Lichtflecke, in Pinselstriche und Tupfen“ (RM 168), ja es schien ihm zusehends „blasser und jenseitiger zu werden, als stürbe der Held von Solferino noch einmal dahin, als zöge er sein Andenken langsam zu sich hinüber“ (RM 169).

---

<sup>12</sup> Wenn sich später der Bezirkshauptmann, „der früh Gealterte“, an den „Geist der alten Zeit und der alten habsburgischen Monarchie“ erinnert, ist vom „Schatten der Geschichte“ die Rede (RM 399).

Analog zu dieser Perspektive auf das Heldenporträt erlebt Carl Joseph von Trotta, der Enkel des Helden von Solferino, Momente, in denen die Realität für ihn auf ähnliche Weise diffundiert wie das Porträt: „Für ein paar Augenblicke schien es dem Leutnant, daß sein Gast zerfließe und sich aus undeutlichen, grauen Flecken wieder zusammensetze“ (RM 380). – Der Eindruck einer instabilen Wirklichkeit scheint hier mit der Labilität seiner eigenen Identität zu korrespondieren. Markant treten dabei zugleich Affinitäten zu zeitgenössischen Subjekt-Theorien hervor: Ernst Mach zog in seinem epochalen Werk *Die Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen* bereits 1886 erkenntnistheoretische Konsequenzen aus der modernen Identitätskrise. Denn er verstand das Ich nicht als „unveränderliche, bestimmte, scharf begrenzte Einheit“ (Mach 1991, 19), sondern lediglich als einen diffusen „Komplex von Erinnerungen, Stimmungen, Gefühlen“ (Mach 1991, 2), um dann sogar das Fazit zu formulieren: „Das Ich ist unrettbar“ (Mach 1991, 20).

Außerhalb des Figurenbewusstseins liegen allerdings die Fakten, die Roths *Radetzky-marsch* fiktional inszeniert. Denn der Helden-Mythos, der das Bewusstsein des Enkels so nachhaltig prägt, erschien dem Helden selbst eher wie ein Verhängnis. Joseph Trotta, von einfachen slowenischen Bauern abstammend, wurde nach der Rettung des Kaisers mit dem höchsten Orden des Landes ausgezeichnet und in den Adelsstand erhoben (vgl. RM 141), empfand diese Karriere aber als Negativzäsur, weil sie ihn seiner Herkunftswelt entfremdete. Ausgerechnet der Heldenmythos führt insofern zum Heimatverlust. Denn „von der überirdischen Macht des Maria-Theresien-Ordens gesegnet“ (RM 143), ist er den Kameraden fortan entrückt und erscheint seinem Vater „wie ein militärischer Gott“ (RM 143): „Es ist tatsächlich aus! dachte der Hauptmann Trotta. Getrennt von ihm war der Vater durch einen schweren Berg militärischer Grade“ (RM 143–144). Zugleich fühlt er sich selbst dazu „verurteilt, in fremden Stiefeln auf einem glatten Boden zu wandeln“ (RM 141): Nur mühsam vermag er sich mit seinem neuen Rang als Held von Solferino zu arrangieren (RM 144), bis ihn – Jahre später – die patriotische Mythisierung seiner Tat in den Schulbüchern rebellisch reagieren lässt. Denn die Heldenlegende kaschiert nicht nur die historische Niederlage der österreichischen Armee 1859 in der Schlacht von Solferino<sup>13</sup> durch eine heroische Aura, und zwar gemäß dem mit dem Ra-

<sup>13</sup> Die historische Schlacht von Solferino fand am 24. Juni 1859 statt: Auch strategische Fehler des jungen Kaisers Franz Joseph I. trugen zur Niederlage der Österreicher in dieser Entscheidungsschlacht des Sardinischen Krieges zwischen dem Kaisertum Österreich und dem Königtum Sardinien mit dem verbündeten Frankreich unter Napoléon III. bei. Die historische Folge war, dass Österreich die Lombardei abtreten musste, so dass der Weg zur Einigung Italiens frei wurde: im sogenannten ‚Risorgimento‘ (bis 1870). – Den historischen Fakten näher als die mit Siegespathos grundierte Geschichtsklitterung, die Roth im *Radetzky-marsch* durch die wahrheitswidrige Schulbuch-Legende mit satirischem Valeur inszeniert, ist die Darstellung der Schlacht von Solferino im Antikriegsroman *Die Waffen nieder!* (1889) der Friedensaktivistin Bertha von Suttner.

detzkymarsch verbundenen Nationalbewusstsein<sup>14</sup>, sondern verfälscht zudem die Fakten so sehr, dass Trotta sein Wahrheitsethos geradezu provoziert sieht: Tatsächlich musste der Infanterieleutnant Trotta den in naivem Leichtsinne durch den Feldstecher schauenden Kaiser in einer Gefechtspause durch Niederreißen vor feindlichen Kugeln der Nachhut bewahren (vgl. RM 140). Der erfundene Mythos jedoch heroisiert den Retter und mit ihm zugleich auch den Monarchen: Auf dem Pferd herbeisprennend, habe Trotta den gegen feindliche Übermacht heldenhaft kämpfenden Kaiser unterstützt, indem er so viele Feinde erschlug, dass „sich der junge, unerschrockene Monarch leicht der immer schwächer werdenden Angriffe erwehren“ konnte (RM 145).

Angesichts der Schulbuch-Legende fühlt sich der Held von Solferino selbst als Opfer eines Heldenmythos, der mit dem Kaisermythos<sup>15</sup> amalgamiert und zugleich in den Dienst des Österreich-Mythos gestellt wird: „Vertrieben war er aus dem Paradies der einfachen Gläubigkeit an Kaiser und Tugend, Wahrheit und Recht, und gefesselt in Dulden und Schweigen, mochte er wohl erkennen, daß die Schlaueit den Bestand der Welt sicherte, die Kraft der Gesetze und den Glanz der Majestäten“ (RM 149).<sup>16</sup> Daher versucht Trotta mit offiziellen Interventionen zunächst vergeblich die Löschung der Schulbuch-Legende zu erzwingen, quittiert dann desillusioniert den Militärdienst, um fortan anspruchslos wie „ein kleiner slowenischer Bauer“ zu leben (RM 149). Sein Sohn Franz allerdings folgt als Bezirkshauptmann der Maxime: „Das Schicksal hat aus unserm Geschlecht von Grenzbauern Österreicher gemacht. Wir wollen es bleiben“ (RM 256).<sup>17</sup>

Roths Roman bringt die Schlacht von Solferino in ein historisches Spannungsverhältnis zum titelgebenden „Radetzky Marsch“, den Johann Strauß d. Ä. zur Ehrung für den Feldmarschall Radetzky komponiert hatte, und zwar nach dessen Sieg über das Königreich Sardinien-Piemont 1848/49, durch den die Lombardei und Venetien – trotz nationaler Revolutionen – zunächst noch im österreichischen Kaiserreich gehalten werden konnten. In seinem Feuilleton-Text *Konzert im Volksgarten* bezeichnete Joseph Roth den

<sup>14</sup> Klaus-Detlef Müller diagnostiziert die nationale Bedeutung des Radetzky Marschs für Österreich so: „Mit dem Radetzky Marsch wird gewissermaßen die militärische und politische Niederlage bei Solferino verdrängt“ (Müller 1993, 302).

<sup>15</sup> Vgl. auch die betont klischeehafte Inszenierung des jungen Kaisers Wilhelm II. in Heinrich Manns Roman *Der Untertan* (1918).

<sup>16</sup> Diese Romanpassage legt (wie etliche andere) Skepsis gegenüber Bönings These nahe, der Erzähler in Roths *Radetzky Marsch* begegne allen Figuren nicht nur mit „Sympathie“, sondern sogar mit „Liebe“; daher werde in diesem Roman „nicht moralisiert, sondern nur liebevoll konstatiert“ (Böning 1968, 32).

<sup>17</sup> Von der permanenten Anstrengung, diese neue Identität aufrechtzuhalten, zeugt sein von nostalgischer „Wehmut“ und einer „knöchernen Härte“ bestimmter Habitus (RM 174). – In vielerlei Hinsicht anders gestaltet sich später die Situation seines Sohnes, des Leutnants Carl Joseph von Trotta, der zwischen Österreichertum und Slawentum, zwischen seiner militärischen Lebenswelt und projektiven Phantasien von einer authentischen Existenz in bäuerischer Dorfidylle innerlich changiert.

Radetzkmarsch mit einer paradoxen Pointe als „Marseillaise des Konservatismus“ (Roth 1990d, 923).

Ausgehöhlt wird der habsburgische Mythos<sup>18</sup> in Roths Roman bezeichnenderweise gerade dort, wo die nationale Identität emphatisch beschworen wird, etwa in der Perspektive des Leutnants Carl Joseph von Trotta, des Enkels des Helden von Solferino: „Daheim, in der mährischen Bezirkshauptstadt W., war vielleicht noch Österreich. Jeden Sonntag spielte die Kapelle [...] den Radetzkmarsch. Einmal in der Woche, am Sonntag, war Österreich. Der Kaiser, der weißbärtige, vergeßliche Greis mit dem blinkenden Tropfen an der Nase, und der alte Herr von Trotta waren Österreich“ (RM 424).

Die machtvolle Inszenierung des Heimat-Mythos in der Österreich-Imago wird hier in mehrfacher Hinsicht konterkariert: Schon die Vorstellung eines vergesslichen alten Kaisers mit Schnupfen durchkreuzt jede charismatische Überhöhung. Und mehr noch: Zwar versucht sich der Helden-Enkel hier in einem stabilen Kontinuum zu beheimaten, indem er sich auf Rituale fixiert, mit denen die Obrigkeit das Nationalgefühl im Volk zu fördern trachtet. Aber diese Mentalität wird zugleich durchbrochen, weil sich diese Memoria auf Diskontinuierliches beschränkt, nämlich auf ‚Zeitinseln‘ im Wochenrhythmus: Denn die Sonntage werden hier als Fixpunkte patriotischer Identifikationsbereitschaft und als imaginative Konzentrate von Heimatgefühlen inszeniert und auf diese Weise mit nationaler Bedeutung überfrachtet. Hinzu kommt der ironische Effekt einer künstlich erzeugten Raum-Zeit-Koinzidenz, wenn allein der in verlässlicher Regelmäßigkeit wiederkehrende Wochentag, der seinen Sonderstatus durch die Aufführung des Radetzkmarschs erhält, durch das auf ihn projizierte Nationalgefühl der Bürger sogar das Staatsgebilde selbst repräsentieren soll: „Einmal in der Woche, am Sonntag, war Österreich“ (RM 424). – Das patriotische Konstrukt wird hier also als fragwürdige Inszenierung kenntlich gemacht und dadurch unterminiert. Sofern sich das Nationalbewusstsein auf sonntägliche ‚Zeitinseln‘ beschränkt, die der Radetzkmarsch adelt, scheint ein stabilisierendes Kontinuum kaum möglich zu sein – zumal ohnehin längst das „Vaterland der Trottas zerfiel und zersplitterte“ (RM 423). Diese *Décadence* kann auch das inszenierte Nationalbewusstsein nicht rückgängig machen.

<sup>18</sup> Laut Magris (1966/2000) ist ‚Mythos‘ „ein ambivalenter Begriff“, der zwischen Wesenskern, stabilem Wert, Ideenkonstruktion und Ideologie changiert (ibid., 11). Dies gilt auch für den von Magris zwischen „Verzauberung“ und „Demolierung“ situierten ‚habsburgischen Mythos‘ (ibid., 12): Dieser Mythos ersetze die soziale Wirklichkeit „durch eine fiktive, illusorische Realität“ (ibid., 22), stilisiere Defizite wie den „rückwärtsgewandte[n] Immobilismus“ zu „Vorzügen und Tugenden“ (ibid., 26) und begegne „den zentrifugalen Fermenten“ und der historischen Dynamik mit „Sinn für Ordnung und Hierarchie“ (ibid., 29). Magris benennt drei Hauptaspekte des ‚habsburgischen Mythos‘: „Übernationalität“ sowie „Bürokraten-tum“ und „Hedonismus“ (ibid., 30). Das Klima „vornehmen Verfalls“ (ibid., 37) und „melancholiegetränkten Leichtsinns“ sowie das „System akkurater Schlamperei“ hält er für eine „typisch österreichische *mediocritas*“ (ibid., 38).

Wie sehr sich der Heimat-Mythos Österreich bereits zu verflüchtigen droht, zeigt der zeitlich und räumlich reduzierte Geltungsbereich des Patriotismus: „Einmal in der Woche, am Sonntag, war Österreich“ (RM 424). Zudem wird der Realitätsstatus der Österreich-Imago durch das Modalwort ‚vielleicht‘ in die Sphäre des bloß Hypothetischen entrückt und verliert dadurch sein identitätsstiftendes Potential: „Daheim, in der mährischen Bezirkshauptstadt W., war vielleicht noch Österreich“ (RM 424). Von Heimat-Mythos und Österreich-Leitbild bleiben so nur noch Rudimente erhalten, die zudem in eine spekulative Unverbindlichkeit geraten.

Dass sich die Ära des Habsburger-Reiches schon in der Erzählgegenwart des Romans ihrem Ende näherte, ist den Lesern als Geschichtswissen selbstverständlich präsent und auch mehreren Figuren bereits als Zukunftsahnung gegenwärtig. – Zugleich erscheint diese Österreich-Imago in Roths Roman als ironische Kontrafaktur zu einer Strophe aus Franz Grillparzers patriotischem Gedicht *Feldmarschall Radetzky* (1848):

Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich!  
Nicht bloß um des Ruhmes Schimmer,  
In Deinem Lager ist Österreich,  
Wir andern sind einzelne Trümmer.  
(Grillparzer 1963, 318–319)

Für eine intertextuelle Grillparzer-Reverenz spricht schon die syntaktische Struktur analogie in Roths Inszenierung des Österreich-Topos in Verbindung mit dessen extravaganter Engführung durch lokale Beschränkung: „Daheim [...] war vielleicht noch Österreich“ (RM 424).

Übrigens zitiert Roth den relevanten Vers (fünf Jahre nach dem Erscheinen des Romans) auch in seinem Essay *Grillparzer. Ein Porträt* (1937): „Er hatte die Gabe, in die Ferne zu ahnen, und er tauchte in die Zukunft wie andere in die Vergangenheit“, schreibt Roth hier über Grillparzers visionäre Kraft. Sein Diktum „Von der Humanität durch Nationalität zur Bestialität“ sei „kein Aperçu, sondern ein Angstschrei angesichts des nahenden Zerfalls der Monarchie, des Endsiegs der erwachenden nationalen Barbarei. Ein Angstschrei, nachzufühlen selbst in dem Siegesruf an Radetzky: ‚In deinem Lager ist Österreich!‘“ (Roth 1991a, 744) – Die tiefreichende Ambivalenz, die Roth dem Grillparzer-Gedicht aus dem Revolutionsjahr 1848 zuschreibt, gilt umso mehr für die ironische Konterkarierung des Österreich-Mythos in Roths Roman: „Daheim, in der mährischen Bezirkshauptstadt W., war vielleicht noch Österreich“ (RM 424).

### 3 Patriotismus und Kaiserkult: Entmythologisierung im Zeichen der Zeitenwende

Infantile Regressionsbereitschaft verrät der Kaiserkult: So erfüllt den Bezirkshauptmann Franz von Trotta ein kindliches „Heimweh nach dem Kaiser“ (RM 403), als er ihn in der Residenz aufsuchen will, um die unehrenhafte Entlassung des Sohnes<sup>19</sup> wegen seiner Schulden durch kaiserliche Gnade abzuwenden. Seine autoritätshörige Unterwürfigkeit reicht dabei bis zur Selbstinfantilisierung: „Nach den einfachen Begriffen Herr von Trottas war es nicht ein Mißbrauch der kaiserlichen Gnade, wenn der Diener Seiner Majestät vertrauensselig zu Franz Joseph ging wie ein Kind in der Not zu seinem Vater“ (RM 396).

Die Asymmetrie zwischen Monarch und Untertan im Kaisermythos wird hier gemäß traditioneller Familienhierarchie inszeniert. Zugleich klingt der Heimatmythos an, wenn Franz von Trotta vor dem Aufbruch zur Residenz sogar „Heimweh nach dem Kaiser“ verspürt (RM 403). – Diese Untertanen-Mentalität ist seinem Sohn später längst abhandengekommen, so dass ihm auch die selbstverständliche Identitätssicherung im Bewusstsein nationaler Identität fehlt: „Der Leutnant Trotta glich einem Manne, der nicht nur seine Heimat verloren hatte, sondern auch das Heimweh nach dieser Heimat“ (RM 353). So vermag er nicht mehr „als Mitleid mit einem alten Mann“ zu empfinden, als sich ihm „der Kaiser näherte“ (RM 352–353). Die majestätische Aura, die im Rahmen der hierarchischen Ordnung auch persönliche Distanz voraussetzt, verflüchtigt sich hier. Der Heimatverlust führt in ein Sinnvakuum.

Aber die Strategien der Entmythologisierung durch Desillusionierung reichen noch weiter: Denn die Auflösung stabilisierender Fixpunkte der eigenen Identität beschränkt sich nicht auf die Untertanen-Mentalität, sondern greift auch auf die Majestät selbst über. Dass Roths *Radetzkmarsch* den Kaiser Franz Joseph I. keineswegs ins Numinose entrückt, zeigen charakteristische Innenperspektiven, die das instabile Selbstgefühl und die naive Sichtweise dieser Kaiser-Figur offenbaren. Das Militär scheint er vorrangig im Hinblick auf Repräsentationszwecke und imposante Inszenierung zu schätzen; in dieser Perspektive entgleiten ihm jedoch die eigentlichen Funktionszusammenhänge:

---

<sup>19</sup> Das Schicksal des Enkels zeigt, wie eine Okkupation durch den Ahnenkult die Entfaltung einer eigenen Identität blockieren kann. Entgegen eigener Neigung ließ sich Carl Joseph von Trotta vom Vater zum Soldatenberuf bestimmen, ohne den Anforderungen wirklich gewachsen zu sein. Zwar erreichte er beim Militär trotz schwacher Leistungen durch Protektion (RM 169, 334) den Rang eines Kavallerie-Leutnants, aber in einem Infanterie-Bataillon nahe der russischen Grenze verfiel er später dem Alkoholismus. Als ihm die unehrenhafte Entlassung wegen erheblicher Schulden drohte, gelang es seinem Vater, die „fatale Angelegenheit“ des Sohnes in der Residenz sogar von „Allerhöchster Stelle“ „begraben“ zu lassen (RM 408) und dadurch die Familienehre zu retten.

Er hatte Kriege nicht gern (denn er wußte, daß man sie verliert), aber das Militär liebte er, das Kriegsspiel, die Uniform, die Gewehrübungen, die Parade [...]. Und obwohl er wußte, daß Gott selbst ihn auf seinen Thron gesetzt hatte, kränkte es ihn dennoch in mancher schwachen Stunde, daß er nicht Frontoffizier war [...]. (RM 344)

Symptomatisch ist der Hinweis: „Er verstand nichts vom Sinn der Manöver. Er wußte nur, daß die ‚Blauen‘ gegen die ‚Roten‘ kämpften“ (350). Im Hinblick auf seine Soldaten halten sich „Stolz auf seine Armee“ und „Bedauern über ihren Verlust“ die Waage (RM 352) – in einer apokalyptischen Vision, die bis in kosmische Dimensionen reicht: „Denn er sah sie schon zerschlagen und verstreut, aufgeteilt unter den vielen Völkern seines weiten Reiches. Ihm ging die große goldene Sonne der Habsburger unter, zerschmettert am Urgrund der Welten, zerfiel in mehrere kleine Sonnenkügelchen, die wieder als selbständige Gestirne selbständigen Nationen zu leuchten hatten“ (RM 352).<sup>20</sup>

Diese erstaunlich helllichtige Zukunftsvision des greisen Kaisers verrät eine Art metaphysischer Obdachlosigkeit. Weit entfernt von väterlicher Souveränität und Stärke ist der Kaiser im Roman von Selbstentfremdung, Verunsicherung und Angst durch die drohende Epochenwende umgetrieben. Als Projektionsfläche für infantile Beheimatungsphantasien, die von patriarchalischen Denkmustern zeugen, erscheint er auch durch seine progressive Altersschwäche ungeeignet, die ihn mental so sehr diffundieren lässt, dass er sich nicht einmal mit Sicherheit an sein Lebensalter erinnern kann (vgl. RM 351). Ja, es fällt ihm sogar „schwer, sich selbst für den Kaiser zu halten“, so dass er Selbstvergewisserung durch Nachdenken über ein Buch suchen muss (RM 345). Doch obwohl er sich über seine Identität als „Majestät von Gottes Gnaden“ dann wieder im Klaren ist, kommt sich der Kaiser in dieser Episode, „mager und alt, in einem weißen Nachthemd“ am Fenster stehend, doch „sehr winzig vor im Angesicht der unermesslichen Nacht“ (RM 345). Und auch sein singulärer Sonderstatus an der Spitze der sozialen Hierarchie kann nicht verhindern, dass der Kaiser sogar patrouillierende Soldaten für „mächtiger“ als sich selbst hält (RM 345). Die kosmische Entgrenzung der Perspektive angesichts „der unermesslichen Nacht“ (RM 345) und der zerschmetterten „große[n] goldene[n] Sonne der

<sup>20</sup> Das Gefühl metaphysischer Obdachlosigkeit angesichts der desorientierenden Unendlichkeit lässt an expressive Bilderwelten Nietzsches denken, etwa an die ausdrucksstarke Imagination in seiner Schrift *Die fröhliche Wissenschaft*: „[...] Was thaten wir, als wir diese Erde von ihrer Sonne losketteten? Wohin bewegt sie sich nun? Wohin bewegen wir uns? Fort von allen Sonnen? Stürzen wir nicht fortwährend? [...] Irren wir nicht wie durch ein unendliches Nichts? Haucht uns nicht der leere Raum an?“ (Nietzsche, KSA 3, 481). Vgl. dazu Neymeyr 2016, 336–340. – Nietzsche-Kenntnis verrät Roths *Huldigung an den Geist Österreichs*, die er mit dem markanten Vers „weh dem, der keine Heimat hat!“ beendet (Roth 1991b, 795), den Schlussvers von Nietzsches Gedicht *Abschied* (KSA 11, 329), das unter dem Titel *Vereinsamt* bekannt ist.

Habsburger“ (RM 352) erzwingt – trotz des erhabenen Bildes – letztlich eine egalitäre Sicht, die alle sozialen Hierarchien einebnet.

Die Doktrin vom Gottesgnadentum des Kaisers als legitimatorische Basis der Habsburger Monarchie wird kritisch hinterfragt, wenn der Graf Chojnicki erklärt: „Unser Kaiser ist ein weltlicher Bruder des Papstes“ (RM 290), und wenn er zugleich betont, dieses monarchische System basiere „auf dem Glauben, daß Gott die Habsburger erwählt hat, über soundso viel christliche Völker zu regieren“ (RM 290).<sup>21</sup> – Vollends suspekt wird das elitäre Erwähltheitsphantasma dann nämlich durch eine Verschiebung der Perspektive, die zu dem Fazit führt: Folglich ist „keine andere Majestät in Europa so abhängig von der Gnade Gottes und vom Glauben der Völker“ daran (RM 290). Denn die Imago eines autarken Herrschers, dessen Dynastie durch vermeintlich göttliche Legitimation gesichert ist, schlägt hier dialektisch in eine essentielle Heteronomie um.<sup>22</sup> Und der Verlust der religiös begründeten Aura des Kaisertums erscheint umso fataler, als ausgerechnet der aufkommende „Nationalismus“ im Zeitalter der Säkularisierung zum Surrogat der vormaligen Selbstlegitimation des Kaisers durch das Gottesgnadentum avanciert. Denn der Nationalismus beginnt nun als „neue Religion“ zu fungieren (RM 290).<sup>23</sup> Bekanntlich bildete dieser neue Glaube die Voraussetzung für die Emanzipationsversuche der Völker, die im historischen Prozess dazu führten, dass mit dem übergeordneten Einheitskonzept zugleich auch das Fundament des Staatsgebildes ausgehöhlt wurde, bis die multikulturelle Donaumonarchie am Ende des Ersten Weltkriegs schließlich zerfiel. – Im Roman prognostiziert der Graf Chojnicki den drohenden Untergang:

die Monarchie [...] zerfällt bei lebendigem Leibe. Sie zerfällt, sie ist schon verfallen! Ein Greis, dem Tode geweiht, von jedem Schnupfen gefährdet, hält den alten Thron, einfach durch das Wunder, daß er auf ihm noch sitzen

<sup>21</sup> Wiederholt inszeniert Roths Roman mit Ironie das Fluidum religiöser Überhöhung, das durch die Sakralisierung des Kaisertums entsteht: So wird „der kaiser- und königliche Gesang der irdischen, aber immerhin Apostolischen Armee-Cherubim“ erwähnt (RM 321).

<sup>22</sup> Eine strukturanaloge Machtinversion kennzeichnet übrigens Kafkas 1917 entstandene und 1919 veröffentlichte Parabel *Eine kaiserliche Botschaft*, die zu Beginn den Kontrast zwischen einem übermächtigen Kaiser auf dem Sterbebett betont, der dem jämmerlichen Untertanen am Rande des Reiches eine Botschaft zugeordnet hat, bis die Schlusspointe das gesamte Szenario von der projektiven Phantasie des adressierten Du abhängig macht. Und auch das Sonnensymbol, das in Roths Roman wiederholt mit der Habsburger-Dynastie verbunden wird, fungiert in Kafkas Parabel als Legitimation des kaiserlichen Boten. Vgl. Neymeyr 2003, 346–352.

<sup>23</sup> In Musils *Mann ohne Eigenschaften* erscheint der aufkommende Nationalismus ebenfalls als „eine Art Religionsersatz oder ein Ersatz für den guten Kaiser in Wien“ (MoE 529). Und „als Gott Kakanien den Kredit entzog, tat er das Besondere, daß er die Schwierigkeiten der Kultur ganzen Völkern zu verstehen gab“ (ibid.). Dennoch charakterisiert die Erzählinstanz den „berühmten kakanischen Nationalismus“ zunächst „nicht“ als etwas „besonders Wildes“: „Er war mehr ein geschichtlicher als ein wirklicher Vorgang“ (MoE 529). Dann aber folgt die satirische Pointe: „Die Menschen dort hatten einander recht gern; sie schlugen sich zwar die Köpfe ein [...], aber das taten sie nur aus Rücksichten höherer Kultur“ (ibid.).

kann. Wie lange noch, wie lange noch? Die Zeit will uns nicht mehr! Diese Zeit will sich erst selbständige Nationalstaaten schaffen! Man glaubt nicht mehr an Gott. Die neue Religion ist der Nationalismus. (RM 290)

Vor dem Horizont der Epochen-Dämmerung verbindet Roths *Radetzkmarsch* die Tendenz des Kaisers zu mentaler Diffusion auch mit dem Eindruck einer universellen Entgrenzung die Mikro- und Makrokosmos korreliert: „Die Grillen zirpten. Ihr Gesang, unendlich wie die Nacht, weckte die gleiche Ehrfurcht im Kaiser wie die Sterne. Zuweilen war es dem Kaiser, als sängen die Sterne selbst. [...] Ihm war, als schwämme er auf dem Meer der Zeit – nicht einem Ziel entgegen, sondern regellos auf der Oberfläche herum, oft zurückgestoßen zu den Klippen“ (RM 346).<sup>24</sup> – Diese in kosmische Dimensionen expandierende Auflösungsphantasie macht den Monarchen zum Objekt der Naturkräfte und lässt ihn orientierungslos in der unüberschaubaren Weite des Universums vagieren. Der identitätsbildende Mythos Heimat, der räumliche Begrenzung voraussetzt, wird hier durch kosmische Entgrenzung zum Verschwinden gebracht.

In schroffem Kontrast zur physischen Fragilität des Monarchen inszeniert der Roman bereits in einer früheren Passage ein unheimliches Fluidum des Anorganischen: durch die Vorstellung einer kristallinen Unsterblichkeit des Kaisers, die ihn der Sphäre menschlicher Vergänglichkeit vollends entrückt. Denn er scheint „in seiner eisigen und ewigen, silbernen und schrecklichen Greisenhaftigkeit eingeschlossen zu bleiben wie in einem Panzer aus ehrfurchtgebietendem Kristall. Die Jahre wagten sich nicht an ihn heran. Immer blauer und immer härter wurde sein Auge. Seine Gnade selbst, die über der Familie der Trottas ruhte, war eine Last aus scheidendem Eis“ (RM 203)<sup>25</sup> – so jedenfalls der un-

<sup>24</sup> Diese Vision erinnert an die Agonie der sterbenden Protagonistin am Ende der Monolognovelle *Fräulein Else*, die Schnitzler mit großer Publikumsresonanz bereits 1924 veröffentlicht hatte – acht Jahre bevor Roths *Radetzkmarsch* erschien. Elses Bewusstseinsauflösung mündet durch surreale Visionen und narrotische Flugphantasien in eine imaginäre Verschmelzung mit dem Kosmos. Dabei trägt ein musikalisch unterlegter Steigerungszustand zur suggestiven Intensität der ekstatischen Entgrenzung bei. Analog zur archaischen Idee der Sphärenharmonie gestaltet sich die akustische Halluzination von Chor- und Orgelmusik in *Fräulein Else*: „Alle singen mit. Die Wälder auch und die Berge und die Sterne. Nie habe ich etwas so Schönes gehört. Noch nie habe ich eine so helle Nacht gesehen“ (Schnitzler 1972, 381). – Vor allem das Motiv der singenden Sterne lässt in Roths *Radetzkmarsch* eine intertextuelle Reminiszenz an Schnitzlers Erzählung *Fräulein Else* vermuten. Die Monolognovelle entfaltet das letale Delirium Elses als ein impressionistisches Vibrieren, das Wirklichkeitssegmente in Gestalt akustischer Eindrücke und Körperempfindungen mit Gedankenketten und Traumbildern zu einem synästhetischen Rausch verbindet: im Schwebezustand der Agonie (vgl. Neymeyr 2007, 207.)

<sup>25</sup> Dass im Roman gleichwohl von „väterlicher Huld“ des Kaisers die Rede ist, bildet dazu keinen Widerspruch, wie der Kontext zeigt: „Das porzellanblaue Auge des Allerhöchsten Kriegsherrn, erkaltet auf so vielen Bildern an so vielen Wänden des Reiches, füllte sich mit neuer, väterlicher Huld und blickte wie ein ganzer blauer Himmel auf den Enkel des Helden von Solferino“ (RM 321). Der pathetische Nachdruck dieser hyperbolischen Imago entspringt nämlich allein der personalen Perspektive des Enkels selbst, die von kindlichem Verehrungsbedürfnis und projektiver Sehnsucht zeugt. – Deutlich kühler erscheint schon an früherer Stelle der papierne Blick eines Kaisers-Porträts: Neben der Standuhr „sah der Aller-

realistische Eindruck des Leutnants Carl Joseph, der den Kaiser momenthaft jenseits der *conditio humana* situiert. Ebenso weltfremd erscheint die – semantisch genau konträr angelegte – romantische Todeserotik in seinem Wunsch, „für diesen Kaiser in einem wonnigen, warmen und süßen Tod dahinzusterben“ (RM 203). Die spannungsreich pointierte Imago von kristallinem Leben und warmem Tod tendiert zum Oxymoron und schafft insofern durch dialektische Vermittlung Einheit gerade in der Polarität. Durchkreuzt wird die Vorstellung einer „kristallinen Unsterblichkeit“ des Monarchen ohnehin durch die desillusionierende, jede Form auratischer Autorität vollends ad absurdum führende personale Innensicht des Kaisers selbst, den der Roman ungeschönt in körperlicher Fragilität und seniler Schwäche vorführt (vgl. RM 344–352).

#### 4 Todesästhetik und Epochendämmerung

Die Entmythologisierung des Kaisermythos, den Roths Roman so inszeniert, dass ihm dadurch die Aura abhandenkommt, hat zugleich Einfluss auf die Bewertung der patriotischen Propaganda. Insofern betrifft sie auch den Heldenmythos und die romantische Phantasmagorie des Heldentodes für den Kaiser. Entfaltet wird sie im Enthusiasmus des Helden-Enkels, der als Kadettenschüler „für diesen Kaiser in einem wonnigen, warmen und süßen Tod dahinzusterben“ bereit war: in nostalgischer Reminiszenz an das vermeintliche „Vermächtnis des Großvaters“, „dem Kaiser das Leben zu retten“ (RM 203).

Diese heroische Todesromantik wird in Roths *Radetzkmarsch* ironisch konterkariert: Dies gilt schon für die kurios anmutende Selbstüberforderung des Helden-Enkels, wenn er sich an die Rettungstat des Großvaters wie an ein schicksalhaftes genealogisches Perpetuum mobile gekettet fühlt: „ohne Unterbrechung rettete man, wenn man ein Trotta war, dem Kaiser das Leben“ (RM 203). Nur wenig später lässt der Roman die Tat des Helden von Solferino dann sogar in epigonaler Schwundstufe mit humoristischer Note wiederkehren: als der Enkel das Porträt des Kaisers aus unwürdigem Ambiente rettet, nämlich aus dem Bordell. Diese Szene repräsentiert Surrogat und epigonale Miniaturform des Heldenmythos zugleich, wie der Helden-Enkel auch selbst erkennt, wenn er relativierend feststellt: „Ich hab’ keine Gelegenheit, ihm das Leben zu retten; leider!“ (RM 209). Als kuriose Überkompensation dieser Einsicht, die allerdings erneut in groteske Überforderung mündet, erscheint es, wenn Carl Joseph an sein Gelübde denkt: „an seine

---

höchste Kriegsherr auf seine schweigsamen Offiziere. Es wagte weder jemand, allein fortzugehen, noch den Nächsten mitzunehmen“ (RM 227). – Und das Kaiser-Kapitel XV konterkariert vollends jede Erwartung „väterlicher Huld“, wenn von der strategischen Inszenierung „künstlicher Güte“ durch den Kaiser selbst die Rede ist: „Seine Augen füllte er mit künstlicher Güte, mit der wahren Eigenschaft kaiserlicher Augen“ (RM 342), die aber nur sein Desinteresse am Gegenüber verschleiern. Mit auktorialem Nachdruck werden hier die „hellen und harten Augen“ des Kaisers hervorgehoben (RM 342).

eigene heilige Aufgabe, für den Kaiser zu sterben, jeden Augenblick zu Wasser und zu Lande und auch in der Luft [...]“ (RM 320).

Schon als Kadettenschüler glaubte der Enkel des Helden von Solferino, man sterbe für den geliebten Kaiser „am leichtesten beim Radetzky marsch“ (RM 160). Ausdrucksstark gestaltet der Roman die Ästhetisierung des Heldentodes aus der Perspektive des Schülers, der sein eigenes Blut ganz harmonisch in den Klangrausch und Farbenteppich eines Militärkonzerts hineinströmen sieht:

Die flinken Kugeln piffen im Takt um den Kopf Carl Josephs, sein blanker Säbel blitzte, und Herz und Hirn erfüllt von der holden Hurligkeit des Marsches, sank er hin in den trommelnden Rausch der Musik, und sein Blut sickerte in einem dunkelroten und schmalen Streifen auf das gleißende Gold der Trompeten, das tiefe Schwarz der Pauken und das siegreiche Silber der Tschinellen. (RM 160)

In kunstvoller rhetorischer Stilisierung entfaltet diese Impression durch Alliterationen und Assonanzen, durch ausdrucksstarke Synästhesien und Metaphern eine Ästhetisierung des Todes. Sie repräsentiert zugleich die Mentalität einer ideologischen Verblendung – als Folge patriotischer Propaganda.

Erheblich nüchterner wird später der tatsächliche Tod des Leutnants geschildert (RM 444–445), der auch keineswegs als heroische Tat erscheint, sondern eher als Folge naiven Leichtsinns und realitätsblinder Tollkühnheit im Gefühl eigener Unverletzlichkeit. Er wird getötet, als er für seine durstigen Soldaten Wasser zu holen versucht – an einem bereits „tödlichen Brunnen“, in dessen Umfeld schon „ein Dutzend Leichen“ liegen: seine eigenen Soldaten, die kurz zuvor durch Feinde ebenfalls aus dem Hinterhalt erschossen wurden (RM 444). Als der Leutnant halluzinatorisch „die ersten trommelnden Takte des Radetzky marsches“ zu hören glaubt, werden für ihn Jugend-Reminiszenzen wieder lebendig (RM 444). Die geradezu filmische Anschaulichkeit dieser Szene, die von der narrativen Dramatik Kleistscher Prosa inspiriert zu sein scheint, verdankt sich auch ihrer rhetorischen Gestaltung. Zum Rhythmus des Radetzky marschs passt die stilistische Präsentation der Todesszene. Eine hektische Dynamik erzeugen die schlichten, kurzen Hauptsätze, deren Staccato-Effekt das anaphorische „Jetzt“ in emphatischer Position am Satzanfang noch verstärkt: „Jetzt senkte Trotta den zweiten Eimer in den Brunnen. Jetzt schmetterten die Tschinellen. Jetzt hob er den Eimer hoch. [...] Jetzt tat er zwei Schritte. Jetzt ragte gerade noch sein Kopf über den Rand des Abhangs. / Jetzt schlug eine Kugel an seinen Schädel“ (RM 444). An die Stelle von Kleists Ortsdeiktika<sup>26</sup> lässt Roth hier

<sup>26</sup> Die markante Beschreibung der Naturkatastrophe in Kleists Erzählung *Das Erdbeben in Chili* (1810) macht die stilistischen Affinitäten evident: „[...] Hier lag ein Haufen Erschlagener, hier ächzte noch eine

Zeitdeiktika treten; das anaphorisch gestaltete Staccato aber stimmt in beiden Textpartien überein.

Als Tollkühnheit mit Todesfolge eignet sich diese Episode keineswegs „zur Behandlung in Lesebüchern für die kaiser- und königlichen österreichischen Volks- und Bürgerschulen“ (RM 445). Diese Feststellung der auktorialen Erzählinstanz schlägt einen Bogen zum Romanbeginn und zur Geschichtsklitterung im Heldenmythos der Schulbuch-Legende (vgl. RM 145–149), gegen die der Held von Solferino rebellierte. Kunstvoll verschränkt Roth den Anfangs- und Schlussteil des Romans: Der tödlichen Risikobereitschaft des Helden-Enkels entspricht der naive Leichtsinns des Kaisers in der zu Beginn geschilderten Schlacht von Solferino.

Dass Roths *Radetzkmarsch* einen reduzierten Realitätssinn nicht nur als Alterssymptom des Kaisers Franz Joseph I. inszeniert, zeigt bereits die markante Anfangspassage des Romans: Sie lässt den Kaiser zwar persönlich auftreten<sup>27</sup>, macht aber sein Überleben und damit die kurze Zukunft der Habsburger Monarchie ganz von der Geistesgegenwart des Helden von Solferino abhängig. Als der Kaiser damals „einen Feldstecher [...] an die Augen führen“ wollte (RM 139), stand dem Großvater des Leutnants intuitiv sofort die fatale Konsequenz dieser Handlung vor Augen, nämlich ihr Signalcharakter: Die feindliche Nachhut auf dem Schlachtfeld würde dadurch – das ist ihm reflexartig klar – zweifelsfrei erkennen, „daß er ein Ziel sei, würdig, getroffen zu werden. Und es war der junge Kaiser. [...] Die Angst vor der unausdenkbaren, der grenzenlosen Katastrophe, die ihn selbst, das Regiment, die Armee, den Staat, die ganze Welt vernichten würde, jagte glühende Fröste durch seinen Körper“ und veranlasste ihn dazu, den „Monarchen“ ohne Rücksicht auf die Etikette abrupt „niederzudrücken“ (RM 140).

Die durch die rhetorischen Stilmittel Oxymoron („glühende Fröste“) und Klimax („Regiment“, „Armee“, „Staat“, „Welt“) bewirkten Steigerungseffekte werden hier zum konsequenten Ausdruck flächenbrandartig expandierender Vernichtungspheantasien. Zugleich spiegeln die eruptiven Ängste des Helden von Solferino seine unreflektierte Untertanengesinnung wider. Unmittelbar nach diesem dramatischen Rettungsakt in letzter Sekunde exponiert sich Kaiser Franz Joseph I. erstaunlicherweise abermals auf unvorsichtige Weise und muss daher erneut niedergerissen werden, um ihn außer Lebensgefahr zu bringen (vgl. RM 140). Schon diese Episode charakterisiert den jungen Kaiser mithin durch ei-

---

Stimme unter dem Schutte, hier schrien Leute von brennenden Dächern herab, hier kämpften Menschen und Tiere mit den Wellen, hier war ein mutiger Retter bemüht, zu helfen [...]“ (Kleist 1990, 193).

<sup>27</sup> In Musils Epochenroman *Der Mann ohne Eigenschaften* hingegen tritt der Monarch nicht selbst in Erscheinung, sondern findet lediglich als Vorstellungsinhalt punktuell Erwähnung: Wie eine mythisch-irreale Figur aus archaischen Zeiten erscheint der Kaiser: als „sagenhafter alter Herr“, der nüchterne „jüngere Menschen“ – trotz seiner öffentlichen Präsenz durch zahlreiche Bilder – sogar zweifeln lässt, „ob es ihn überhaupt gebe“ (MoE 83).

nen lebensgefährlichen Leichtsinns und damit auch durch ein eingeschränktes Urteilsvermögen, das sich in seinen letzten Lebensjahren in dem Maße weiter reduziert, wie seine Senilität fortschreitet.

Das provokative Roman-Entrée, in dem ausgerechnet der Monarch bei der Schlacht von Solferino zweimal nacheinander zu Fall gebracht und dabei zum bloßen Handlungsobjekt depotenziert wird, kann man auch als ironische Prolepse lesen: So gesehen, antizipiert bereits die Anfangsszene das Ende der Habsburger Monarchie nach dem Ersten Weltkrieg. Dadurch reduziert sich die historische Reichweite der im Roman inszenierten heroischen Tat des Helden von Solferino allerdings beträchtlich, steht sie doch bereits von vornherein unter den Auspizien des Untergangs. Und mehr noch: Über die historische Horizontbildung hinaus wird auch in psychologischer Hinsicht Kontinuität gestiftet: Während der Kaiser in der Anfangspassage vor den lebensgefährlichen Folgen seines Leichtsinns durch Niederdrücken und Umwerfen bewahrt werden muss, verstärkt sich sein – von Anfang an auffallender – Mangel an Geistesgegenwart in späteren Romanpassagen unter den mentalen Rahmenbedingungen der Vergreisung. Wiederholt lässt der Hochbetagte eine senile Gedächtnisschwäche und Bewusstseinsdiffusion erkennen. Sein hilfloses Ringen um Selbstvergewisserung durch Rückbesinnung auf seine Biographie offenbart die Einbuße an Macht und Souveränität (vgl. RM 345). Überraschenderweise gehört zu den letzten Gedanken des Sterbenden der Satz: „Wär’ ich nur bei Solferino gefallen!“ (RM 453), der zwar eine Brücke zum Romananfang schlägt, aber die Rettungstat des Helden von Solferino und auch das eigene Leben entwertet.

Roths *Radetzkmarsch* amalgamiert Heimat-Mythos, Helden-Kult und Kaiser-Aura, um sie zugleich einer ironischen Demontage zu unterziehen. Hellsichtig prognostiziert der Graf Chojnicki: „Dieses Reich muß untergehn. Sobald unser Kaiser die Augen schließt, zerfallen wir in hundert Stücke“ (RM 265). Auch sonst tritt der Graf durch radikale illusionslose Diagnosen hervor: Bedenkenlos „pflegte Chojnicki zu sagen, der Kaiser sei ein gedankenloser Greis, die Regierung eine Bande von Trotteln, der Reichsrat eine Versammlung gutgläubiger und pathetischer Idioten, die staatlichen Behörden bestechlich, feige und faul“ (RM 265). Patriotische Gesinnung im Zeichen der Monarchie und loyale Untertanen-Gesinnung sähen fürwahr anders aus ...

Die vom Leutnant Carl Joseph von Trotta als aporetisch empfundene Situation, in der er sozialistisch gesonnene Demonstranten niederschlagen soll, evoziert in ihm eine Vorstellung von apokalyptischem Ausmaß: Er sieht „die Zeiten wie zwei Felsen gegeneinanderrollen“ und fühlt sich selbst „zwischen beiden zertrümmert“ (RM 336). Kurz darauf befindet er sich tatsächlich in einer solchen Lage, als seine Truppe „zwischen die zwei Gruppen“ der Aufständischen gerät und er selbst einen Schädelbruch und (wie sein Großvater) eine „Verletzung am Schlüsselbein“ davonträgt (RM 338). – Weniger spek-

takulär als die apokalyptische Vision gestaltet sich einige Zeit später das Sterben des Helden-Enkels: Nachdem er beim Wasserholen für seine Soldaten der realistischerweise zu erwartenden feindlichen Geschützsalve zum Opfer gefallen ist (vgl. RM 444), sinniert sein Vater vor dem Epilog des Romans mit resignativem Fatalismus: „was ging ihn der Untergang der Welt an [...]? Sein Sohn war tot. Sein Amt war beendet. Seine Welt war untergegangen“ (RM 447). So schrumpft der weite geschichtliche Horizont einer Epochen-Dämmerung, die der Roman zuvor bereits wiederholt durch Untergangsmotive inszeniert hat, nachträglich wieder auf die biographischen Dimensionen des Individuums zusammen.

Dementiert wird dabei zugleich die frühere Überzeugung des Bezirkshauptmanns, schlimmer als „die Kunde vom plötzlichen Tod seines einzigen Kindes“ wäre allein schon ein bloßer Verdacht auf „Unehrenhaftigkeit dieses einzigen Kindes“ (RM 392). Als Relikt eines bereits obsolet gewordenen Ehrbegriffs wird diese Assoziation aus auktorialer Retrospektive vom Standpunkt der Zukunft aus kritisch hinterfragt, und zwar auch in mentalitätsgeschichtlicher Hinsicht: „Er war ein alter Mann einer alten Zeit. Die alten Männer aus der Zeit vor dem großen Kriege waren vielleicht törichter als die jungen von heute“, bewahrten aber in schrecklichen Augenblicken „einen heldenhaften Gleichmut. Heutzutage sind die Begriffe von Standesehre und Familienehre und persönlicher Ehre, in denen der Herr von Trotta lebte, Überreste ungläubwürdiger und kindischer Legenden, wie es uns manchmal scheint“ (RM 392).

Unangemessen erscheint mithin die dramatisierende Sicht des Bezirkshauptmanns, dem schon die „Erwägung seines Sohnes, die Armee zu verlassen“, zunächst wie die Auflösung „der gesamten kaiser- und königlichen Armee“ selbst vorkommt, ja sogar wie ein universeller Sinnverlust: „Der Untergang der Welt schien angebrochen!“ (RM 363). Eine andere Form subversiver Infragestellung liegt in der ironischen Relativierung der Figurenperspektive: etwa mit Bezug auf die pathetisch überhöhte Untergangsphantasie des Bezirkshauptmanns Franz von Trotta, wenn er das bloße Lesen der Dienstpost bereits mit der vergeblichen „heroische[n] Pflicht“ glaubt vergleichen zu können, die etwa „der Telephonist eines sinkenden Schiffes“ erfüllt (RM 363).

Diese metaphorische Vorstellung fügt sich als Variante in das facettenreiche Feld der *Décadence*-Bilder ein, die der Roman wiederholt mit expressiven Bildern inszeniert. Dazu gehört die auktoriale Vorstellung vom „düstern Flügelschlag der Geier“, die schon „über dem Doppeladler der Habsburger kreisten“ (RM 322), und das Naturbild der sinkenden Sonne, die dem ‚soleil agonisant‘ der *Décadence*-Literatur entspricht<sup>28</sup> – ebenso

<sup>28</sup> Man denke etwa an die mit ironischem Pathos inszenierte Schlusspassage von Thomas Manns Erzählung *Tristan* (1903), die das *Décadence*-Motiv der sinkenden Sonne inszeniert.

wie die apokalyptische Imagination des Kaisers, der die „große goldene Sonne der Habsburger“ untergehen und den Vielvölkerstaat zerfallen sieht (RM 352).<sup>29</sup>

Dem fiktionalen Szenario des Romans zufolge hat der Held von Solferino letztlich mit Erfolg seine mentale Selbstauslöschung betrieben, und zwar durch empörte Rebellion gegen die verlogene patriotische Mythenbildung anlässlich seiner Rettungstat. Eine spätere Textpassage zeigt allerdings, dass der Protest des Betroffenen – „Man hat mit mir Mißbrauch getrieben“ (RM 146) – nur anfangs erfolglos verhalte, später aber doch zu der gewünschten Konsequenz führte: Betont wird nämlich, dass „der Name des Helden von Solferino in den Geschichtsbüchern oder in den Lesebüchern für österreichische Volks- und Bürgerschulen nicht mehr gefunden werden konnte“ (RM 402).

Gerade diese Selbstliquidierung des Helden allerdings revidiert Roths *Radetzkmarsch* in actu, indem er die verlorene Memoria auf authentische Weise zu rekonstruieren vorgibt. Dieser narrative Kunstgriff suggeriert, sogar durch den Bericht über das nachträglich getilgte kulturelle Gedächtnis einer historischen Heldentat selbst werde genuine Erinnerungsarbeit betrieben. Obwohl die fiktionalen Figuren mit ihren erfundenen Lebensschicksalen am Ende einer Ära das Produkt von Roths literarischer Phantasie sind, gelingt es dem Roman *Radetzkmarsch* im Medium narrativer Inszenierung, ein weit ausgreifendes historisches Panorama zu entfalten: Es ermöglicht aufschlussreiche Einblicke in die Krisenzeit einer Epochen-Dämmerung und in die daraus resultierende Aporie. So erklärt der Bürgermeister am Ende des Romans nach dem Tod des Bezirkshauptmanns, „daß Herr von Trotta den Kaiser nicht überleben konnte“; und der Arzt ergänzt: „ich glaube, sie konnten beide Österreich nicht überleben“ (RM 455).<sup>30</sup> – Mit dem Kaisermythos verschwindet auch der traditionelle Heimat-Mythos als übergeordneter Sinnhorizont.

## Literatur

Böning, Hansjürgen. 1968. *Joseph Roths Radetzkmarsch. Thematik – Struktur – Sprache*. München: Wilhelm Fink.

Grillparzer, Franz. 1963. *Gedichte – Epigramme – Dramen I*, Bd. 1 von *Franz Grillparzer: Sämtliche Werke*, hrsg. von Peter Frank und Karl Pörnbacher. München: Hanser-Verlag.

<sup>29</sup> Vgl. zum Sonnensymbol auch Roths Feuilleton-Text *Seine k. und k. apostolische Majestät* (Roth 1990c; Erstveröffentlichung: 6.3.1928). Hier betont Roth anlässlich der Beisetzung des Kaisers in der Kapuzinergruft seine Ergriffenheit von der „Zeremonie, mit der die Majestät (und das war Österreich-Ungarn) zu Grabe getragen wurde. Die Sinnlosigkeit seiner letzten Jahre erkannte ich klar, aber nicht zu leugnen war, daß eben diese Sinnlosigkeit ein Stück meiner Kindheit bedeutete. Die kalte Sonne der Habsburger erlosch, aber es war eine Sonne gewesen“ (ibid., 910–911).

<sup>30</sup> Joseph Roth selbst schreibt in seinem „Vorwort zu meinem Roman: ‚Der Radetzkmarsch‘“: „Beim Begräbnis des Monarchen in der ‚Kapuzinergruft [...] wußten wir alle, seine Soldaten, daß unser letzter Kaiser dahingegangen war und mit ihm unsere Heimat, unsere Jugend und unsere Welt“ (vgl. den Erst- druck in der Frankfurter Zeitung, 17. April 1932, abgedruckt in Roth, Werke, Bd. 5, 874).

- Hofmannsthal, Hugo von. 1979. „Die österreichische Idee“. In *Reden und Aufsätze II: 1914–1924*, 454–458, Bd. 9 von *Hugo v. Hofmannsthal: Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden*, hrsg. von Bernd Schoeller in Beratung mit Rudolf Hirsch. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag.
- Kleist, Heinrich von. 1990. „Das Erdbeben in Chili“. In *Erzählungen, Anekdoten, Gedichte, Schriften*, hrsg. von Klaus Müller-Salget, 189–221, Bd. 3 von *Heinrich von Kleist: Sämtliche Werke und Briefe in vier Bänden*, hrsg. von Ilse-Marie Barth u. a. Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag.
- Kraus, Karl. 1914. „Franz Ferdinand und die Talente.“ *Die Fackel*, 16, Nr. 400–403 (10. Juli 1914): 1–4.
- Kraus, Karl. 1920. „Klarstellung.“ *Die Fackel*, 22, Nr. 554–556 (November 1920): 1–5.
- Kraus, Karl. 1957. *Die letzten Tage der Menschheit*, Bd. 5 von *Karl Kraus: Werke*, hrsg. von Heinrich Fischer. München: Kösel-Verlag.
- Mach, Ernst. 1991. *Die Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen*. Mit einem Vorwort zum Neudruck von Gereon Wolters. Nachdruck der 9. Aufl. Jena 1922. [1. Aufl. Leipzig 1886]. Darmstadt. Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Magris, Claudio. 1966/2000. *Der habsburgische Mythos in der modernen österreichischen Literatur*. Deutsche Übersetzung 1966 (Salzburg: Otto Müller), überarbeitete Neuauflage 2000, Wien: Hanser-Verlag.
- Müller, Klaus-Detlef. 1993. „Joseph Roth: Radetzky marsch. Ein historischer Roman“. In *Interpretationen: Romane des 20. Jahrhunderts*, Bd. 1. 298–319. Stuttgart: Reclam.
- Musil, Robert. 1978a. *Der Mann ohne Eigenschaften*, Bd. 1 von *Robert Musil: Gesammelte Werke*, hrsg. von Adolf Frisé. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt. [= MoE].
- Musil, Robert. 1978b. *Prosa und Stücke. Kleine Prosa, Aphorismen. Autobiographisches. Essays und Reden. Kritik*, Bd. 2 von *Robert Musil: Gesammelte Werke*, hrsg. von Adolf Frisé. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt. [= GW II].
- Neymeyr, Barbara. 1996. „Musils skeptischer Fortschrittsoptimismus. Zur Ambivalenz der Gesellschaftskritik in seinen Essays“. *Zeitschrift für deutsche Philologie* 115, 576–607.
- Neymeyr, Barbara. 2003. „Eine kaiserliche Botschaft.“ In *Interpretationen. Franz Kafka: Romane und Erzählungen*, hrsg. von Michael Müller. 2., erweiterte Aufl., 346–352. Stuttgart: Reclam.
- Neymeyr, Barbara. 2005. *Psychologie als Kulturdiagnose. Musils Epochenroman ‚Der Mann ohne Eigenschaften‘*. (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte, Bd. 218). Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Neymeyr, Barbara. 2007. „Fräulein Else: Identitätssuche im Spannungsfeld von Konvention und Rebellion“. In *Interpretationen. Arthur Schnitzler: Dramen und Erzählungen*, hrsg. von Hee-Ju Kim und Günter Saße, 190–208. Stuttgart: Reclam.
- Neymeyr, Barbara. 2016. „Sprache als Medium für die verwegenen Kunststücke: Nietzsches Experimental-Metaphorik“. In *Nietzsche zwischen Philosophie und Literatur. Von der ‚Fröhlichen Wissenschaft‘ zu ‚Also sprach Zarathustra‘*, hrsg. von Katharina Grätz und Sebastian Kaufmann, 323–353. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Nietzsche, Friedrich. 1980. *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden*. [= KSA], hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. München/Berlin/New York: De Gruyter.

- Roth, Joseph. 1990a. „Radetzkmarsch“. In *Romane und Erzählungen 1930–1936*, hrsg. und mit einem Nachwort von Fritz Hackert, 137–447, Bd. 5 von *Joseph Roth: Werke*, hrsg. von Fritz Hackert und Klaus Westermann. Köln: Kiepenheuer & Witsch. [= RM].
- Roth, Joseph. 1990b. „Vorwort zu meinem Roman: ‚Der Radetzkmarsch‘“ (Erstpublikation: Frankfurter Zeitung, 17. April 1932). In *Romane und Erzählungen 1930–1936*, hrsg. und mit einem Nachwort von Fritz Hackert, 874–875, Bd. 5 von *Joseph Roth: Werke*, hrsg. von Fritz Hackert und Klaus Westermann. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Roth, Joseph. 1990c. „Seine K. und K. apostolische Majestät“. *Das journalistische Werk 1924–1928*, hrsg. und mit einem Nachwort von Klaus Westermann, 910–915, Bd. 2 von *Joseph Roth: Werke*, hrsg. von Fritz Hackert und Klaus Westermann. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Roth, Joseph. 1990d. „Konzert im Volksgarten“. In *Das journalistische Werk 1924–1928*, hrsg. und mit einem Nachwort von Klaus Westermann, 920–923, Bd. 2 von *Joseph Roth: Werke*, hrsg. von Fritz Hackert und Klaus Westermann. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Roth, Joseph. 1990c. „Konzert im Volksgarten“. In *Das journalistische Werk 1924–1928*, hrsg. und mit einem Nachwort von Klaus Westermann, 920–923, Bd. 2 von *Joseph Roth: Werke*, hrsg. von Fritz Hackert und Klaus Westermann. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Roth, Joseph. 1991a. „Grillparzer. Ein Porträt“. In *Das journalistische Werk 1929–1939*, hrsg. und mit einem Nachwort von Klaus Westermann, 742–751, Bd. 3 von *Joseph Roth: Werke*, hrsg. von Fritz Hackert und Klaus Westermann. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Roth, Joseph. 1991b. „Huldigung an den Geist Österreichs“. In *Das journalistische Werk 1929–1939*, hrsg. und mit einem Nachwort von Klaus Westermann, 792–795, Bd. 3 von *Joseph Roth: Werke*, hrsg. von Fritz Hackert und Klaus Westermann. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Schnitzler, Arthur. 1972. *Fräulein Else*. In *Die Erzählenden Schriften*, Bd. 2 von *Arthur Schnitzler: Gesammelte Werke*, 324–381. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag.
- Weigel, Hans. 1972. *Karl Kraus oder die Macht der Ohnmacht*. München: dtv.